

Verlag Bibliothek der Provinz

Katharina Rueprecht
FREMDES VATERLAND

Erinnerungen eines Kriegskindes

Katharina Rueprecht
FREMDES VATERLAND
Erinnerungen eines Kriegskindes

herausgegeben von Richard Pils
lektoriert von Erika Sieder

ISBN: 978-3-99126-129-2

© *Verlag* Bibliothek der Provinz GmbH.

A-3970 WEITRA 02856/3794

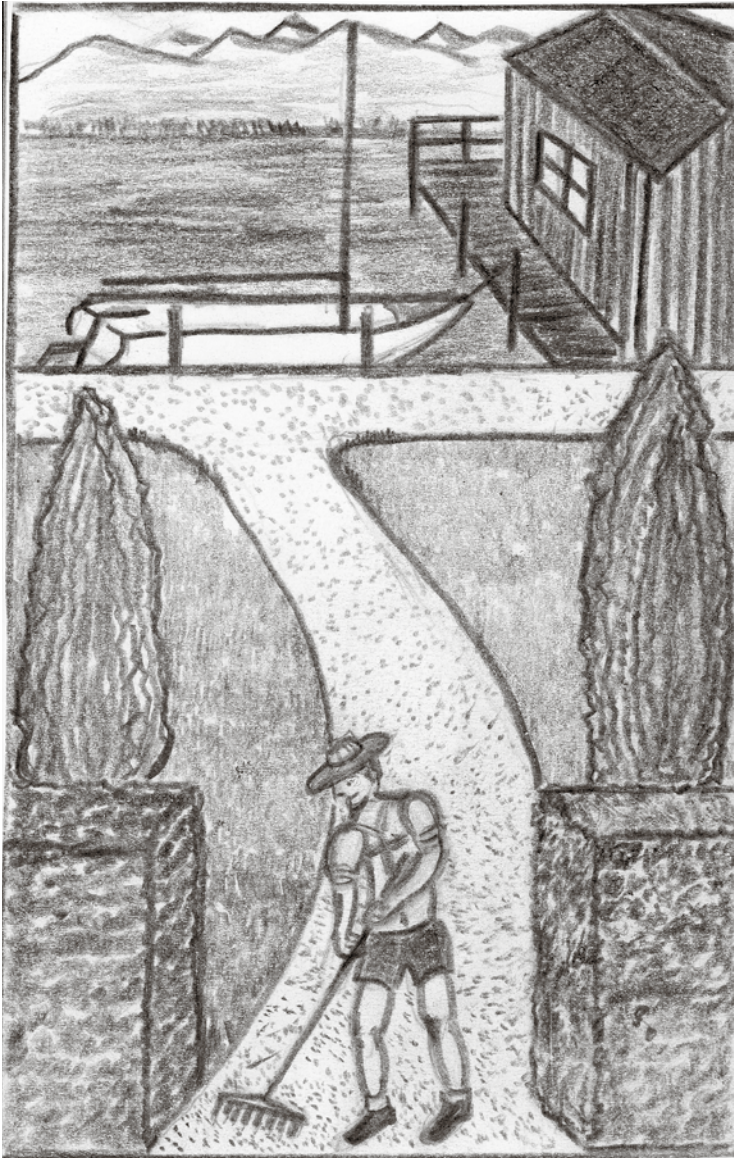
www.bibliothekderprovinz.at

Zeichnungen von ©Alfredo Borgo



Inhalt

Das ist er	7	Bei Maria zuhause	121
Der Kopfsprung	11	Wieder Sommer und der missglückte	128
Ganz dick Butter	15	Startsprung	128
Das Loch in der Wand und das Vaterland	19	Der dritte Mann und die Wahl	134
Am Bauernhof	23	der Miss Salzkammergut	134
Zurück zur Oma	27	Stimmen auf dem Bootshaus, die Katze frisst	
Maria, Tante Inge, Johann, die Katze		den Angelhaken und die Zauberflöte	140
und Sprachprobleme	31	Das verlängerte Fußballspiel	147
Das Bootshaus, das Ruderboot		Eine Abreise, ein Begräbnis und eine Nachricht	
und der Katzenhimmel	35	von Onkel Charly	151
Der Horchposten	42		
Ein Schrank für die gute Stube			
und die Csárdásfürstin	46		
Die Schlacht auf dem See	54		
Schule	57		
Der Herr Lehrer	61		
Fußball spielen und das Baumhaus	64		
Eine Lederhose	68		
Mein und Dein	73		
Es wird eng in der Wohnung	77		
Kino	83		
Weihnachten	90		
Das Kinderfahrrad und der Führer			
und ganz viel Schnee	94		
Atemnot, der Apotheker, die Wendeltreppe	100		
und mit dem Fahrrad auf dem See			
Die heilige Taufe und der Topflappen	107		
Tarzan und eine ernste Sache	112		
Die zehn Gebote und Stimmen			
aus dem Wohnzimmer	116		



Maria, Tante Inge, Johann, die Katze und Sprachprobleme

Unsere Omi kocht nicht mehr selbst, es sei zu anstrengend geworden für sie, sagt meine Mutter. Da ist jetzt Maria, ein Flüchtlingsmädchen. Maria wohnt ganz oben. Sie hat ein Zimmer mit einer schrägen Wand, ein Mansardenzimmer nennt es meine Oma.

Maria kocht den ganzen Tag. Am Vormittag kocht sie das Mittagessen und am Nachmittag bäckt sie die Kuchen und Torten und schlägt die Schlagsahne, die sich meine Oma immer in den Kaffee gibt, und dann macht sie das Abendessen.

Onkel Dieter hat jetzt eine Frau. „Er hat eine sehr gute Partie gemacht“, sagt meine Mutter, „und sie ist nett und hübsch auch noch.“

Tante Inge trägt Schuhe mit einem Stiel dran. „Das sind Stöckelschuhe“, sagt meine Mutter, „solche Schuhe habe ich auch gehabt, vor dem Krieg. Die sind dann auch unter den Trümmern gelegen.“

Onkel Dieter und Tante Inge sind nicht oft da. „Sie müssen sich ums Geschäft kümmern“, sagt meine Omi. Sie erzählt, dass die Eltern von Tante Inge Autos verkaufen und dass sie auch kaputte Autos reparieren, und deshalb mache Onkel Dieter jetzt eine Lehre als Automechaniker.

„Das ist g'scheit“, sagt meine Mutter, „weil Tante Inge wird mit ihren schönen Kleidern und ihren Stöckelschuhen nicht unter den Autos liegen. Und mit dem Studium hätte er eh nichts anfangen können.“

Es gibt eine Hausmeisterfamilie. „Die sind aus Siebenbürgen“, sagt unsere Oma. Die Frau trägt immer ein Kopftuch und kein Kleid, sondern eine Schürze, die ganz herumgewickelt ist, und sie putzt das Haus.

Und dann gibt es noch den Sohn, der heißt Johann, und der schiebt meistens mit einem großen Rechen den Schotter auf den Wegen im Seegarten hin und her und lacht immer, wenn ich vorbeigehe. Ich habe ihn einmal gefragt, was er da macht, und er hat geantwortet: „Arbeiten“, und er hat das so ausgesprochen, wie ich es noch nie gehört habe. Nicht im Vaterland und nicht hier in Österreich. Meine Oma hat dann gesagt, das sei Siebenbürgerdeutsch.

Von seinem Vater ist nicht viel zu sehen. „Der geht in die Fabrik“, sagt Johann. „Manchmal hat er Frühschicht und manchmal hat er Spätschicht. Und wenn er Sonntag auch arbeitet, bekommt er doppelt so viel, und wenn er am Feiertag arbeitet, bekommt er dreimal so viel. Und dann können wir ein Haus bauen“, sagt Johann in seiner schönen Siebenbürger-Sprache, während er den Schotter hin und her schiebt.

Und dann gibt es noch eine Katze. Die Katze gehöre zum Haus, sagt Johann. „Und sie soll Mäuse fangen.“ Aber jetzt kann sie keine Mäuse fangen, weil sie Junge bekommen hat. Sie sind winzig klein und liegen alle zusammen mit der Katze in einem Korb im Holzschuppen.

Aber meine Sprache ist anscheinend auch anders als die Sprache, die die Menschen hier sprechen. Meine Oma nimmt mich mit zum Einkaufen. Wir gehen den Weg hinauf zum Dorf. Meine Oma geht ganz langsam, bleibt immer wieder stehen und atmet schwer. Am letzten Stück des Weges sind Stufen. Sie steigt immer nur eine Stufe hinauf, bleibt eine Weile stehen, dann nimmt sie die nächste Stufe.

Endlich sind wir angekommen. Vor dem Geschäft steht ein Pferdewagen.

Die Frau, die hinter dem Verkaufspult steht, sagt: „Grüß Gott, Frau Direktor. Bitte gedulden Sie sich einen Moment,

ich bekomme gerade das Eis geliefert.“ Sie bringt einen Stuhl, den sie neben die Eingangstür stellt. Meine Omi lässt sich auf den Stuhl fallen. Sie nimmt ein Tuch aus ihrer Tasche, wischt sich die Stirn ab, fächelt sich Luft zu und sagt: „Ich begrüße Sie, Frau Hinterleitner.“

Die Männer tragen schwere Sachen und legen sie in einen Schrank.

„Das ist Eis“, erklärt mir meine Omi, „das wird in den Kühlschranks gelegt, damit die Wurst nicht schlecht wird.“ Dann ist der Schrank schon fast ganz voll mit Eis, und die Männer fahren mit dem Pferdewagen weg.

Die Frau sagt, dass sie sich freue, meine Oma wieder einmal zu sehen, und fragt, was sie für sie tun könne. Meine Oma sagt, dass sie ein halbes Kilo Mehl, ein halbes Kilo Zucker und zehn Deka Rosinen brauche. Die Frau nimmt ein Stück Papier und dreht es so, dass eine spitze Tüte entsteht. An der Wand steht ein Schrank mit ganz vielen Schubladen. Sie öffnet eine Schublade und nimmt mit einer Schaufel Mehl heraus und gibt das Mehl in die Tüte. Dann macht sie noch eine Tüte, macht eine andere Schublade auf, holt mit einer anderen Schaufel den Zucker heraus und gibt ihn in die zweite Tüte. Sie macht dann noch eine kleine Tüte und gibt Rosinen hinein.

Meine Omi hat inzwischen aufgehört zu stöhnen, holt aus ihrer Tasche die Essensmarken heraus und bittet mich, sie der Frau zu geben. Sie stöhnt dann noch einmal und sagt, dass das die letzten seien für diesen Monat.

Meine Omi packt das Mehl und den Zucker und die Rosinen in ihre Tasche und erhebt sich langsam von dem Stuhl. Da frage ich noch schnell, ob ich Klümchen haben könnte. Omi versteht mich nicht. Sie weiß nicht, was Klümchen sind. Ich wiederhole ein paar Mal das Wort Klümchen und zeige dann auf einen Glasbehälter.

„Zuckerln“, sagt meine Omi. Dann sagt sie zu der Frau hinter dem Pult: „Geben Sie uns noch zehn Deka Zuckerln. Dafür braucht man ja keine Essensmarken, das können wir mit Geld bezahlen.“

Am Weg nach Hause frage ich meine Oma, was es bedeute, dass sie jetzt keine Essensmarken mehr hat. Ob das bedeute, dass sie dann nichts mehr zu essen bekomme.

Sie streichelt mir über den Kopf und sagt: „Mach dir keine Sorgen, das Mehl bekommen wir auch bei den Bauern, und statt dem Zucker kann ich ja Klümchen nehmen.“

Das Bootshaus, das Ruderboot und der Katzenhimmel

Ich gehe zu den anderen Kindern auf das Bootshaus. Wir springen nacheinander in den See und schauen, wer es länger unter Wasser aushält.

Tante Edith, die Mutter von Seppi und Rudi, sitzt mit ihrem Strickzeug auf der Bank und schaut uns zu. Dann kommt noch Tante Inge, die Frau von Onkel Dieter, und setzt sich zu ihr.

„Gut, dass du da bist“, sagt Tante Edith, „ich habe keine Lust hineinzuspringen, wenn etwas passiert, weil ich war gestern beim Friseur. Und meine Badehaube habe ich in der Wohnung vergessen.“

„Ich zieh mich gleich um und setz mir die Badehaube auf, dann kann ich hineinspringen, wenn es nötig sein sollte“, sagt Tante Inge.

Tante Inge sitzt dann im Badeanzug und mit der Badehaube auf der Bank. Tante Edith legt das Strickzeug weg, sie zünden sich Zigaretten an und schauen uns zu.

Dann kommen Onkel Dieter und Onkel Gerhard mit dem Segelboot aus dem Bootshaus gefahren.

„Ich kann nicht mitansetzen, was ihr da macht“, sagt Onkel Gerhard. „Wer von euch kann schwimmen?“

Seppi schreit: „Ich kann schwimmen.“

Seppi ist der Einzige. Er ist auch der Älteste von uns, er ist schon bald acht Jahre alt. Rudi, Friedel und ich können nicht schwimmen und meine Schwester auch nicht.

„Es ist ja nicht tief hier“, sagt Rudi, „wir können hier stehen.“ Und er zeigt es, indem er im Wasser steht und die Arme ausbreitet.

„Auch im seichten Wasser kann man sich ertränken, und ihr könnt nicht erwarten, dass immer jemand aufpasst.“



„Muss eh niemand aufpassen. Wir passen ja selber auf“, schreit Rudi.

„Ab morgen ist Schwimmunterricht“, sagt Onkel Gerhard, „und ihr geht nicht mehr auf das Bootshaus, bevor ihr schwimmen könnt.“

Und Onkel Dieter sagt, dass wir ja stattdessen das Boot ausschöpfen und beim Auftakeln helfen könnten.

Mir ist eh schon kalt geworden. Ich gehe unter dem Bootshaus durch zu der Stiege, die in den Umkleideraum führt, weil ich dort meine Sachen habe. Tante Edith hat schon so oft gesagt, wir sollen unsere Sachen nicht immer vorne auf dem Bootshaus liegen lassen. Da höre ich, dass sie über Onkel Charly reden. „Der Charly, der hat immer gesagt, ‚ich muss dich erst meiner Mutter vorstellen‘, und dann war Krieg, und er musste an die Front ...“

Plötzlich höre ich Schritte und Tante Edith schreit ganz laut: „Wo ist die Greti?“

Ich steig schnell die Stiege zum Umkleideraum hinauf und rufe: „Hier bin ich.“

Sie reden dann weiter, aber so leise, dass ich nichts versteh.

Am nächsten Tag ist starker Westwind, es ist kalt und regnet zeitweise. Onkel Gerhard sagt, dass das gar nichts ausmache. „Schwimmen lernt man an Land.“

Onkel Gerhard geht mit uns in die Garage. Johann holt einen Stuhl aus der Hausmeisterwohnung, und so legen wir uns abwechselnd mit dem Bauch nach unten auf den Stuhl und machen die Schwimmbewegungen. Zuerst die Armbewegungen, dann die Beinbewegungen und dann beides gleichzeitig. Und die Finger dürfen nicht gespreizt sein und die Handfläche soll wie eine Muschel geformt sein, erklärt uns Onkel Gerhard.

Ein paar Tage später ist wieder schönes Wetter und wir üben das Ganze im Wasser.

Ich bemühe mich, die Arm- und Beinbewegungen richtig zu machen, die Finger zusammenzuhalten und die Handflächen richtig zu formen, aber ich geh immer wieder langsam unter. Ich schäme mich schon vor Onkel Gerhard und vor den anderen, die alle schon schwimmen können, und tu manchmal so, als könne ich es auch, indem ich die Armbewegungen mache und mit den Füßen auf dem Grund gehe.

Onkel Dieter bringt von der Autowerkstatt einen Schlauch, der in einem Autoreifen ist, und eine große Pumpe. Er pumpt den Schlauch auf und sagt mir, dass ich den Schlauch mit ins Wasser nehmen und mich hineinlegen kann.

„Du musst einmal das Gefühl für das Schwimmen bekommen. Also schwimm mit dem Autoreifen und irgendwann wirst du es auch ohne können.“

Es ist angenehm, mit dem Autoreifen zu schwimmen, und nach einiger Zeit schaffe ich es auch ohne den Reifen.

Wir dürfen dann auch mit dem Ruderboot hinausfahren. „Aber nehmt immer den Schwimmreifen mit. An dem könnt ich euch zur Not festhalten“, sagt Onkel Dieter.

Einmal wollen wir gerade wieder in See stechen. Der Seppi, der Rudi, der Friedel und ich. Gerade als wir uns vom Bootshaus abstoßen wollen, sagt Friedel: „Ich muss nur meiner Omi noch Adieu sagen“, und hält sich am Bootshaus fest. Er steigt aus und läuft zu seiner Omi.

Dafür verspotteten wir ihn noch jahrelang.

„Musst du nicht deiner Omi noch Adieu sagen?“

„Hast du deiner Omi schon Adieu gesagt?“

Friedel ertrug es geduldig. Friedel war ein „Oma-Kind“. Seine Mutter war selten da, sie musste arbeiten. Seinen Vater habe ich nie gesehen. Vielleicht hatte er gar keinen.

Das Ruderboot war Verkehrsmittel, Sportgerät und Spielzeug. Wir fuhren damit zum Kinderbad, sprangen dort vom Dreimeterbrett oder ruderten zum Strandbad, wo es die verschiedensten Wasser-Turngeräte gibt. Da war eine riesige Rolle, etwa so lang wie unser Ruderboot. Außen waren der Länge nach Leisten. Die Kunst bestand darin, auf diese Rolle hinaufzuklettern. Das ging nur, wenn gleichzeitig jemand von der anderen Seite hinaufkletterte, weil sich die Rolle ansonsten sofort drehte. Damit konnten wir uns stundenlang vergnügen. Oder wir fuhren hinüber zur Insel, wo noch die Pfähle von den Pfahlbauern im Wasser steckten und turnten dort herum.

Zwei Häuser weiter gab es auch Kinder, die irgendwie anders waren als wir. Wir sahen sie manchmal auf ihrem Bootshaus. Und einmal hörten wir, wie andere Kinder, die mit dem Ruderboot vom Strandbad kamen, „Weaner Bazi, Weaner Bazi“ schrien. Wir wussten zwar nicht, was das bedeutet, aber wir riefen das dann auch.

Wir sind bei Maria in der Küche. Plötzlich stürmt Friedel herein. „Er will die Jungen ertränken“, schreit er.

„Wer?“, fragen wir.

„Der Onkel Saupreuß“, sagt Friedel ganz außer Atem, „wir müssen ihn zurückholen.“

Wir verstehen nicht, und Friedel erklärt uns, dass er in das Ruderboot gestiegen ist mit den jungen Katzen in einem Sack.

Wir laufen auf das Bootshaus und sehen unseren Vater in dem Ruderboot, schon ziemlich weit draußen auf dem See. Er wirft etwas in das Wasser.

„Er hat den Sack mit den kleinen Katzen ins Wasser geworfen“, schreit Friedel und weint bitterlich. Wir wei-

nen auch und wir verstehen überhaupt nicht, wie das passieren konnte.

„Vielleicht können sie schwimmen“, sagt meine Schwester, und Friedel sagt, dass unser Vater einen Stein in den Sack gelegt hat und dass der Sack mit den jungen Katzen untergehen muss.

Wir laufen zu unserer Omi und erzählen es ihr.

„Dasselbe sollte man mit ihm machen“, sagt unsere Omi und sie nimmt uns in die Arme und tröstet uns.

„Vielleicht sind sie jetzt schon im Katzenhimmel“, sagt Omi, „und vielleicht haben sie es dort gut, weil es dort keine bösen Menschen gibt.“

Zu anderen Kindern ist sie nicht so nett. Friedel nennt sie den „Mehl-Deppen“, weil er so eine helle Haut und helle Haare hat, und Rudi ist der „Stotter-Trottel“, weil er manchmal ein wenig stottert, wenn er aufgeregt ist. Und Seppi ist der „Klugmelder“, weil er immer alles besser weiß.

Kinder gehen ihr auf die Nerven, vermutlich weil sie Lärm machen. So wie die Spatzen, auf die sie schießt, wenn sie laut sind.

„Vielleicht ist sie zu euch so nett, weil sie eure Oma ist“, sagt unsere Mutter, als wir sie darauf ansprechen. „Omi hatte zwei Schwestern“, erklärt uns unsere Mutter. „Eine lebt noch, das ist die Oma von Friedel. Und eine ist schon tot, das wäre die Oma von Seppi und Rudi gewesen. Aber die ist gestorben, da waren die noch gar nicht auf der Welt und Tante Edith war noch ein Kind. Der Onkel Rudolf hat das Kind alleine aufgezogen. Das war nicht leicht für ihn, aber als Arzt hat er ja gut verdient und konnte sich ein Kindermädchen leisten.“

„Also ist sie nur unsere Oma“, sagt meine Schwester. „Ja, aber nur solange meine Brüder keine Kinder haben. Der Gerhard wird nicht so schnell heiraten, der ist ein einge-

fleischer Junggeselle. Aber bei Dieter könnte schon bald Nachwuchs kommen, dann bekommt ihr Konkurrenz“, sagt unsere Mutter und lacht.

Der Horchposten

Wir durften immer zu unserer Omi gehen. Vom Balkon aus hatte man einen Überblick über die Seepromenade, den Seegarten und das Bootshaus. Es war schön, da oben zu sitzen und zu schauen, was sich unten tut. Um auf den Balkon zu kommen, musste man durch das Vorzimmer an der Tür zum Wohnzimmer vorbeigehen. Eines Tages, als ich auf den Balkon gehen wollte, hörte ich die Stimmen von Onkel Gerhard und Onkel Dieter. Sie sprachen ziemlich laut. Anscheinend stritten sie sich über irgendetwas. Ich hörte Worte, die ich nicht verstand. Essess und Kazett und Mauthausen. Dann war plötzlich die Stimme von Omi zu hören. Sie sagte nur „Saupreuß“. Da wusste ich, dass sie von meinem Vater reden. Ich ging leise auf den Balkon, ließ jedoch die Tür zum Vorzimmer offen und lauschte. Da war die Stimme von Onkel Gerhard. Er sagte: „Das war im Rasse- und Siedlungshauptamt.“

Dann sprach Onkel Dieter. „Aber er war doch nur für Siedlungsbau zuständig.“ Onkel Gerhard lachte kurz. „Ja, und von den Vertreibungen und Ermordungen hat er gar nichts gewusst.“

Dann waren Schritte zu hören. Ich nahm schnell den Feldstecher und schaute auf den See. Dann merkte ich, dass keine Boote auf dem See waren und gar nichts zu sehen war. Die Schritte entfernten sich. Ich vermutete, es waren die Schritte von Onkel Gerhard. Er dürfte sich über seinen Bruder geärgert haben.

Ich verstand das alles nicht, aber ich traute mich nicht, jemanden zu fragen, weil dann herausgekommen wäre, dass ich gelauscht hatte.

Ich ging dann am nächsten Tag wieder auf den Balkon. Diesmal waren Boote auf dem See. Ich nahm den Feld-



stecher und tat so, als würde ich die Boote auf dem See beobachten. Ich hoffte, dass sie wieder zu streiten anfangen, aber es war nichts. Dann sah ich, dass Onkel Gerhard mit seinem Segelboot auf dem See war. Eine Frau war auch in dem Boot. Sie hatte dunkle Haare. Aber es war nicht Maria. Ich kannte sie nicht.

Ich war dann noch ganz oft auf dem Balkon, um zu lauschen, was im Wohnzimmer geredet wird. Aber es war entweder niemand im Wohnzimmer oder sie redeten so leise, dass ich nichts verstand, oder sie redeten zwar laut genug, aber alle durcheinander, oder sie redeten über irgendetwas anderes, meistens über das Segeln.

Aber irgendwann, als ich mich wieder einmal auf den Balkon geschlichen hatte, hörte ich wieder das Wort „Sauptreuß“, es war die Stimme meiner Omi.

Ich setzte mich ganz leise auf den Balkon, nahm den Feldstecher und schaute auf den See. Anscheinend war Besuch da, denn ich hörte Stimmen, die ich nicht kannte. Dann war da die Stimme von Onkel Gerhard. Er redete etwas von „Verschleuderung von Volksvermögen“ und „Kazett“.

Und dann sagte jemand, dessen Stimme, ich nicht kannte, ziemlich aufgeregt: „Und du mit deinen Freimaurern ...“ Den Rest verstand ich nicht. Dann sagte Onkel Gerhard irgendetwas von „Biertisch“, und ich hörte deutlich das Rücken eines Stuhls. Ich überlegte kurz, ob ich noch rechtzeitig verschwinden könnte, aber es waren schon Schritte zu hören. Es war zu spät. Die Tür ging auf. Ich drehte mich nicht um. Onkel Gerhard kam zu mir auf den Balkon. Ich tat so, als wäre ich ganz mit dem Beobachten der Boote beschäftigt, und sagte: „Ich glaube, der Wind hat gedreht und es kommt Westwind auf.“

Onkel Gerhard schöpfte anscheinend keinen Verdacht, dass ich gelauscht hatte. Er zündete sich eine Zigarette an

und schaute auf den See. Vielleicht überlegte er, ob er das Boot auftakeln soll oder nicht.

Ich war dann einige Zeit später wieder auf dem Balkon. Da hörte ich, wie meine Omi sagte: „Vielleicht weiß er nicht, dass es ein Jude war, der dieses Haus bauen ließ. Und das Bootshaus auch. Unser Großvater.“

Dann war die Stimme von Tante Inge zu hören: „Wenn nicht, sollte man es ihm vielleicht sagen.“ Und dann lachten sie beide.

KATHARINA RUEPRECHT

Geboren 1943 in Vöcklabruck, studierte zuerst Sprachen dann Rechtswissenschaften und eröffnete 1987 in Wien ihre eigene Kanzlei. 2009 ging sie in den Ruhestand. Seither engagiert sie sich weiter für Menschenrechte.

Unter dem Pseudonym „Katharina Zara“ erschien „Mein Kriminelles Tagebuch“, darin beschreibt sie die Gerichtspraxis beim Untersuchungsrichter. Unter demselben Pseudonym erschien „Die Rechthaber“, wo sie ihre Zeit als Konzipientin in einer Rechtsanwaltskanzlei beschreibt, und 2008 der Roman „Die Geschworene“, der unter demselben Titel verfilmt wurde.

Unter dem richtigen Namen erschien 2012 „Staatsgewalt, die Schattenseiten des Rechtsstaats“, mit Bernd-Christian Funk als Co-Autor, und 2020 „Geschworenenprozesse“ mit Astrid Wagner als Co-Autorin.

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien